

Schlusswort

Objekttyp: **Chapter**

Zeitschrift: **Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde**

Band (Jahr): **47 (1985)**

Heft 2

PDF erstellt am: **17.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Es berührt uns heute eigentümlich, dass keiner von Schüppachs Nachfolgern irgendwelche schriftlich formulierte Reminiszenzen an den grossen Vorfahren zurückgelassen hat. Wird der Schleier über dem Geheimnis um die Persönlichkeit Michel Schüppachs nie ganz gelüftet werden?

10. Schlusswort

Nach allem, was wir heute von Michel Schüppach wissen, darf gesagt werden, dass er bestimmt kein Pionier der Medizin gewesen ist. Mit ihm ist indes – wie es Frau Dr. Marta Meyer-Salzman mit Recht ausgedrückt hat – ein Höhepunkt handwerklicher Heilkunst erreicht worden.

Herangewachsen in einer angesehenen Bauernfamilie, hatte er von früher Kindheit an reichlich Gelegenheit, Wahrnehmung an Wahrnehmung zu reihen und seine Beobachtungsgabe stets zu verbessern. Während seiner sehr kurzen Ausbildungszeit ist er nie dazu angehalten worden, Beobachtungen systematisch zu ordnen und zu versuchen, im Wahrgenommenen bestimmte Gesetzmässigkeiten zu erfassen. Bei geeigneter Anleitung hätte er gewiss Mut gewonnen, selbständig denken zu lernen und von seinem unkritischen Autoritätsglauben wegzukommen. In der entscheidenden Zeit nach seiner handwerklichen Ausbildung hat er es vorgezogen, sich mit der leicht überblickbaren, schematisch vereinfachten Lehre von den vier Qualitäten und den vier Säften als theoretischem Berufsfundament zu begnügen. Seine legendäre Beobachtungsgabe ist von mehreren Besuchern bestätigt worden. Es war die Fähigkeit, welche Goethe wohl in erster Linie bei Schüppach vorausgesetzt und bei seinem Besuche mit Herzog Karl August auf dem Dorfberg am 17. Oktober 1779 bestätigt gefunden hat. Ein einigermaßen tiefer schürfendes Gespräch ist bei dieser Begegnung nicht zustande gekommen. Michels überragende Stärke lag in der direkten Perzeption, im Wahrnehmen durch Sinnesempfindung. Diese psychologischen Typen sind nach Carl Gustav Jung in hohem Masse empirisch; sie gründen ausschliesslich auf Erfahrung. Das schliesst Ansätze zu rationaler Betrachtungsweise, wie wir sie von ihm kennen gelernt haben, nicht aus.

Die Vorliebe Schüppachs für die Pharmazie zeigte sich schon sehr früh. Der mündlichen Überlieferung nach soll er schon als junger Schärer Kranke in der näheren und weiteren Umgebung zu Fuss aufgesucht haben und ihnen Tinkturen, Mixturen und Kräutermischungen abgegeben haben, die er in einer Hütte mit sich führte.

Vom Jahre 1736 an bescheinigt er seinen Lehrlingen regelmässig Kenntnisse in der «Pharmacy», wobei er stets den Nachsatz folgen liess: «die ich, so viel ich zu meinem täglichen Gebrauch vonnöthen habe, auch übe und treibe . . .»

Zu Beginn des 18. Jahrhunderts bestand zwischen der Krankenbehandlung eines einigermaßen versierten Schäfers und derjenigen eines akademisch ausgebildeten Arztes noch kein allzu grosser Unterschied. Im Jahre 1788, gegen Ende desselben Jahrhunderts, erschien aus der Feder des bernischen Arztes Dr. med. Johann Friedrich von Herrenschanz ein umfangreicher Band mit dem Titel «Abhandlung von den vornehmsten und gemeinsten innerlichen und äusserlichen Krankheiten», zu-

nächst noch in französischer Sprache. Im Jahre 1795, 14 Jahre nach dem Tode Schüppachs, schenkte der Autor 150 Exemplare der deutschen Ausgabe der Berner Regierung zur Verteilung an die Landärzte. In der Einleitung ist die antike Säftetheorie ausführlich abgehandelt, und am Schlusse ist eine Sammlung von 225 Rezepten aufgeführt, welche häufig fünf bis zehn Komponenten enthalten. Wie Schüppach hat auch Dr. von Herrenschwand eine weitere Rezeptsammlung zusammengestellt unter dem Namen «Hand- und Hausapotheke», deren Zusammensetzung nur ihm und dem ausführenden Apotheker bekannt war.

Über Beziehungen, welche zwischen Michel Schüppach und der Ärztefamilie Zwinger in Basel bestanden haben, wissen wir leider sehr wenig. Er hat irgend einmal einem Vertreter dieser Familie ein Konterfei seiner selbst nach Basel geschickt; wahrscheinlich einem Sohne Theodor Zwingers II, dem Friedrich Zwinger-Battier (1707–1776), welcher wie sein Vater Professor der Medizin war. Von dessen einziger Tochter ist das Bild auf einen direkten Nachkommen, den heute in Basel lebenden Kunsthistoriker Nicolas Burckhardt, vererbt worden, welcher es vor einigen Jahren dem Heimatmuseum Langnau als Geschenk überreicht hat. Nachfahren der Gelehrtenfamilie Zwinger haben sich in den 70er Jahren des 18. Jahrhunderts mehrmals zur Untersuchung auf dem Dorfberg in Langnau eingefunden. Vom 15. bis 25. September 1773 sind zum Beispiel 11 Damen und Herren dieser Familie nebst ihren Kutschern und einem Teil der sonstigen Angestellten vom Bergdoktor untersucht worden²⁹. Das Ordinationsbuch mit den entsprechenden Sprechstundenberichten ist im Staatsarchiv Bern einzusehen.

Durch Vermittlung des Berner Patriziates ist Schüppachs Ruf als geschickter und sorgfältiger Arzt über diplomatische und kulturelle Beziehungen in ganz Europa und darüber hinaus bekannt geworden. Der daraufhin einsetzende, unerwartet grosse und viele Jahre anhaltende Zustrom von Vertretern des Adels und des Klerus, welche als Patienten in Langnau Rat und Hilfe gesucht haben, ist teilweise als Auswirkung des sich im 18. Jahrhundert ausbreitenden Zivilisationspessimismus zu verstehen. Schriftsteller wie Rousseau und Gelehrte wie Albrecht von Haller hatten dazu aufgerufen, die einfachen Freuden des Landlebens und die Schönheiten der Natur wieder zu entdecken. Der «Médecin des montagnes» hat sich über diese von ihm nie erwartete Entwicklung mit Recht gefreut. Er hat sich beflissen, auch diesen Teil seiner Kundschaft zufriedenzustellen, wobei er offensichtlich von Anfang an das richtige Mass von Dienstleistung und Ehrerbietung getroffen hat, ohne in Unterwürfigkeit zu verfallen. Er ist zum Beispiel nie vom guten Brauche abgewichen, in der Sprechstunde arme und reiche Leute geduldig nebeneinander warten zu lassen, bis die Reihe an sie kam. Die alljährlich vom Frühjahr bis zum Herbst einsetzende Praxis aurea³⁰ hat ihn zeitlich ausserordentlich beansprucht.

Sein täglicher Kontakt mit vornehmen Leuten konnte manchmal amüsante Folgen haben. Ich denke an den unfreiwilligen Humor im folgenden Geschichtlein:

In der privaten Rezeptsammlung ist ein Rezept aufgeschrieben, welches wegen mehrerer laxierender Komponenten den lustigen Namen «Perpetuum Mobile M.S.» bekommen hat. Er hat es am 8. September 1769 einem Kind verordnet, das an einem «brust- und magenfieber und Obstructio des Mesenterium» erkrankt war. Vierzehn

Tage später hat dessen Tante, eingeschrieben am 22. September als «M[eine] G[eehrte] G[nädige] Frau Haubetmänni [von Diesbach]», das gleiche Mittel noch einmal zubereiten lassen und nach Oberburg mitgenommen für die kleine Kranke. Die Pointe des Geschichtleins liegt nun darin, dass Micheli das Mittel unter beiden Daten, das heisst beide Male, als «Perpetuum Nobile» in das Ordinationsbuch eingetragen hat!

Der Doktor hat seine Allgemeinpraxis wegen des Andranges von ausländischer Prominenz in keiner Weise vernachlässigt. Darüber geben die Ordinationsbücher eindeutigen Aufschluss. Er hat im Sommer noch mehr gearbeitet als sonst und im Winter täglich, auch sonntags Sprechstunde gehalten. An Sonntagen hat er manchmal noch mehr Patienten empfangen als an Werktagen. Noch im Winter 1778/79 hat er zum Beispiel täglich bis 60 einheimische Patienten betreut, inbegriffen die beiden Weihnachtstage und die beiden ersten Tage des neuen Jahres. Aus der Art und Weise, wie er in den Ordinationsbüchern fast auf jeder Seite auf die Gefahr von Komplikationen aufmerksam gemacht hat, und aus den sorgfältig redigierten Bemerkungen zur Therapie, die er oft schriftlich formuliert dem Patienten mitgegeben hat, dürfen wir auf einen echten Helferwillen schliessen.

Im Schlusswort muss noch Stellung bezogen werden zu den schweren Anschuldigungen gegenüber Schüppach, in welchen er als Betrüger hingestellt wird. In einem Briefe vom 21. November 1773 hat Albrecht von Haller an Charles Bonnet (1720–1793), Naturwissenschaftler und Historiker in Genf, unter anderen folgende Zeilen geschrieben: «Je ne connais que légèrement Schuppach, l'Empirique, dont le nom de baptême est Michel. J'ai vu de ses recettes, très mal faites en tout sens, et j'ai appris des cures tout aussi destituées de raison. Mais je ne connais pas le détail de ses affaires. Il n'a ni étudié, ni connu d'anatomie, ni quitté son village . . .» Dazu ist zu sagen, dass auf den Flaschen und Schachteln, welche die Patienten nach erfolgter Konsultation abgefüllt mitbekamen, höchstens der Deckname des Rezeptes, jedoch niemals das Rezept selbst aufgeschrieben war. Der Bergdokter war viel zu sehr auf Geheimhaltung erpicht. Ferner scheint festzustehen, dass Schüppach Kadaver angekauft und bearbeitet haben soll. Haller musste wissen, dass Michel die Lehre als Schärer vorschriftsgemäss absolviert und dass er Langnau, wenn nicht oft, so doch mehrmals verlassen hatte.

Am 22. Juli 1774 hat Haller am Schlusse eines Briefes für Bonnet geschrieben, Schüppach besitze nicht einmal eine Waage zum Abwägen der einzelnen Medikamente («pour régler les doses»). In Anbetracht des Andranges von bis hundert Patienten pro Tag musste eine Reserve der gebräuchlichsten Rezepte schon zum voraus abgewogen und zur Abgabe im Sprechzimmer bereit sein. Auf besondere Zubereitungen musste der Patient in einem Nebenraum warten, bis sie im Laboratorium abgewogen und gemischt waren. Ein Blick in die Rezeptbücher lässt sogleich die genaue Dosierung der einzelnen Komponenten in damaligen halben und ganzen Gewichtseinheiten erkennen. Davon waren einzig die sogenannten Ana-Rezepte ausgenommen, deren einzelne Bestandteile ana partes aequales, das heisst zu gleichen Teilen zusammengestellt wurden; jedoch wohl nicht immer mit der Waage, sondern oft durch Mischen je einer Handvoll, je einer gleich grossen Schachtel oder je einer gleich grossen Flasche voll.

Das zeitraubende Abwägen erfolgte im Laboratorium neben dem Kurhause, möglicherweise durch einen eigenen Apotheker oder Apothekergehilfen. In das Sprechzimmer gelangten nur fertig zubereitete Rezepte in die vorgesehenen Behälter und Flaschen, welche mit den entsprechenden Decknamen angeschrieben waren. Eine Apothekerwaage wurde einzig im Laboratorium benötigt, zu welchem nur wenige Mitarbeiter Zutritt hatten.

Schwerwiegender war der folgende Bericht Hallers an Bonnet vom 22. Oktober 1775: «On vient de publier une thèse contre notre thaumaturge [Wundertäter] de Langnau. Un jeune médecin est allé le démasquer. Il lui a envoyé par courrier six ou sept fois son urine, en fournissant par les espions de Micheli des indices sur les prétendus meaux qu'avait l'original de cette urine. Micheli a donné parfaitement dans le panneau, et a vu dans l'urine six ou sept maladies différentes; il y a vu les deux sexes et tout les ages . . .» Diese Behauptungen erscheinen mir ebenso unwahr wie die oben genannten. Der junge Arzt, von dem die Rede ist, hat natürlich seinen Urin jedesmal einem anderen Kurier mitgegeben. Und ein jeder dieser Kuriere soll in Langnau von Michelis «espions» empfangen worden sein? Die Anstellung von Spionen wäre in der einheimischen Bevölkerung bald einmal ruchbar geworden. Warum hat der bernische Sanitätsrat, der von dieser peinlichen Geschichte Kenntnis haben musste, kein Protokoll samt den Personalien des jungen Arztes aufnehmen lassen? Haller war übrigens seit dem 31. März 1769 dauernder Beisitzer dieses Rates. Hatte Michel wirklich soviel Vertrauen in die Aussagen von Urinboten? Seine Harnschaubefunde, aufgenommen während der Sprechstunde bei Anwesenheit der Patienten, waren stets vage und unverbindlich; das habe ich im Kapitel über die Harnschau zu zeigen versucht. Warum sollte er sich ausgerechnet mit Auskünften gegenüber Urinüberbringern aufs Glatteis begeben haben?

Wie ist diese Animosität Hallers gegenüber Schüppach zu erklären? Was war geschehen?

Nachdem ich die Zustimmung von Kennern Hallers eingeholt habe, gestatte ich mir, nach Erläuterung der Vorgeschichte, die gestellten Fragen folgendermassen zu beantworten:

Im Sommer 1768 haben erst wenige Stadtberner den Bergdokter in Langnau aufgesucht. Vom 24. April bis zum 6. Juli 1768 waren es 39 Personen aus dem Stande der Bürger mit je einer Konsultation und 10 Angehörige patrizischer Familien mit ebenfalls je einer Konsultation. Gleich anschliessend vom 7. Juli bis zum 6. Oktober 1768 waren es 63 gewöhnliche Bürger mit total 73 Konsultationen und wieder bloss 10 Angehörige patrizischer Familien mit 13 Konsultationen. Wie sich diese Zahlen in der Folge bis Ende August 1769 verändert haben, lässt sich heute nicht mehr kontrollieren, weil die Ordinationsbücher aus dieser Zwischenzeit wahrscheinlich verlorengegangen sind. Im nächsten Ordinationsbuch, umfassend die Zeit vom 31. August bis zum 11. Dezember 1769, sind die Zahlen für die Bürger nur wenig angestiegen: 83 Patienten mit 92 Konsultationen. Im Gegensatz dazu haben sich in der gleichen Zeit erstaunlich viel mehr Berner Patrizier bei Michel Schüppach zur Beratung eingefunden als noch im Vorjahre, nämlich 88 Patienten in insgesamt 143 Konsultationen. Auch der Bergdokter selbst hatte eine solche Zunahme von Kranken gehobenen Standes aus

der Stadt Bern nicht erwartet. Im erwähnten Ordinationsbuch vom Herbst 1769 hat er erstmals die einheimischen Patienten vorn eingeschrieben und für die stadtberni-sche Kundschaft die Seiten 158 bis 186, letzte Seite, auf dem hinteren Buchdeckel re-serviert. Bereits am 5. November 1769 befand er sich mit seinen stadtberni-schen Ein-trägen hintenaus. Die weiteren Einträge erfolgten dann wieder ab Seite 158, diesmal jedoch rückläufig, bis sie sich auf Seite 149 mit denjenigen der Einheimischen trafen.

Ich wiederhole hier die Frage: Was war geschehen?

Am 2. Juni 1769 ist in Bern der 11jährige Johann Rudolf von Erlach, Sohn des Ab-raham und der Susanne Marie, geborene Marquise de Bessé, an den Folgen der Pok-keninokulation gestorben, nachdem schon 1760 ein Enkel des Schultheissen Albrecht Friedrich von Erlach dieser Impfung zum Opfer gefallen war. Ebenso in Bern ist we-nig später, am 19. Juni 1769, Niklaus Tschärner, der 8jährige Sohn des Beat Rudolf, nach Variolation gestorben. Das war für Haller, der an der Einführung dieses für Bern neuen Verfahrens im Jahre 1757 massgebend beteiligt war, ein sehr schwerer Schlag.³¹ Eine solche Verkettung tragischer Umstände hat seinen von körperlichen Leiden gezeichneten Lebensabend sicher noch zusätzlich verdüstert. Die beiden Impf-todesfälle vom Juni 1769 scheinen manchen Stadtbewohner bewogen zu haben, von nun an ärztliche Hilfe nicht mehr in Bern, sondern in Langnau aufzusuchen. Wer will den Berner Aristokraten dieses Ausweichen zu Michel Schüppach verargen, das übrig-ens bis weit in die 70er Jahre angehalten hat, ohne jedoch das Ausmass vom Herbst 1769 je wieder zu erreichen?

Im Rückblick auf das Lebenswerk Schüppachs erscheint uns die unwahrscheinlich grosse Anzahl von Patienten und Besuchern aus der damaligen gesellschaftlichen und klerikalen Elite Europas, welche im Zeitalter der schon fortgeschrittenen Aufklärung den alternden Bergdokter in Langnau aufgesucht hat, als ausserordentlich beeindruckend. Die unzähligen «gens du monde», welche in vornehmen Kaleschen heranfu-hren, ausstiegen, einige Tage im Dorfe verbrachten und wieder wegfuhren, brachten Farbe und Leben in die sonst stille Talschaft der Ilfis. An dieser Stelle möchte ich die Feststellung von Artur Jores noch einmal zitieren: «Nicht derjenige Arzt, der die be-sten physiologischen, chemischen und pharmakologischen Kenntnisse hat, hat die grösste Praxis, sondern derjenige, der von sich und seinem Können und der Richtig-keit der von ihm angewandten Therapie am meisten überzeugt ist.» So einfach ist aber der Berufserfolg unseres Doktors nicht zu erklären. Was Jores angedeutet hat, kann höchstens zu einem mehr oder weniger lang dauernden Strohfeuer führen. Schüppach hat seine Praxis in gewissenhafter, zäher Kleinarbeit aufgebaut. Während Jahrzehn-ten hat sich seine Stellung als Wund- und Leibarzt zunehmend gefestigt. Wir wollen seine sehr bemerkenswerten Kenntnisse auf dem Gebiete der Prophylaxe, der Prognose und der Diätetik nicht vergessen. Aus mancher Verordnung in seinen Ordinations-büchern glauben wir unmittelbar die helle Wirklichkeitsnähe des Hippokrates wahr-zunehmen, dessen Lehre er aus guten Quellen erlernt hatte. Daneben müssen wir uns mit einem Schüppach abfinden, der noch in magischen Vorstellungen des Mittelalters gefangen geblieben ist.

Das Andenken an den hilfsbereiten und tüchtigen Schärer-Micheli, der sein Kön-nen allen Kranken, den reichen und den armen, hat angedeihen lassen, ist bei seinen

Landsleuten bis auf den heutigen Tag lebendig geblieben. Wir dürfen mit Recht auf unseren vor 200 Jahren verstorbenen Landsmann und Kollegen stolz sein.

Herr Prof. Dr.med. Max Pierre König, Leiter der Abteilung für Endokrinologie an der Medizinischen Universitätsklinik Bern, hat mich bei der Abfassung dieses Vortrages mit vielen guten Ratschlägen unterstützt. Ihm kommt das Verdienst zu, im Frühjahr 1981 im Rahmen eines Staffmeetings des Inselspitals des 200. Todestages von Michel Schüppach gedacht zu haben. Ich möchte ihm dafür an dieser Stelle für beides sehr herzlich danken.

Die Zunftgesellschaft zu Schmieden der Stadt Bern hat an die Publikationskosten dieses Aufsatzes einen bedeutenden Beitrag geleistet. Ich möchte auch ihr dafür auf das beste danken.